



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau, Brusque, Florianópolis, Hammonia, Itoupava, Pomerode, Quadro-Braco do Norte, Cheresopolis, Santa Ghereza, Gimbo in Santa Catharina; Iapa in Paraná, Santos, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas Geraes; California, Leopoldino in Espirito Santo; Rio de Janeiro, Petropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina 1\$000, in Mittel-Brasilien 1\$200. Der Bezugspreis ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

8. Jahrgang.

Blumenau, im September 1915.

Nr. 3.

Aufforderung.

Ich habe jetzt neben der Schriftleitung auch die Kasse des „Christenboten“ übernommen. Die Pfarrämter und Agenturen, die mit dem Bestellgeld für 1914 noch im Rückstande sind, bitte ich, die Gelder einzusenden, damit die Kasse für 1914 abgeschlossen werden kann.

Pfarrer Radlach, Badenfurt bei Blumenau.

Glauben heißt siegen.

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5, 4.

Dieses Wort des Apostels Johannes gibt eine treffende Antwort auf die Frage, was für einen Wert der Glaube habe. „Glauben heißt siegen“ lautet die stolze Antwort. — Als unser Heimatland, rings von Feinden umstellt, in den gegenwärtigen Krieg verwickelt wurde, hat mancher unter uns Bange an den Ausgang des Kampfes gedacht. Wird es unseren Brüdern gelingen, diese Welt von Feinden zu überwinden? Diese bange Frage lastete auf unseren Herzen. Jetzt nach Verlauf des ersten Kriegsjahres sind Zweifel und Ängstlichkeit verstummt. Die herrliche Siegesarbeit der vergangenen Monate läßt uns zuversichtlich den endgültigen Sieg unserer Stammesbrüder erwarten.

Wo lag die Kraft des Sieges? Ein Soldat gibt in einem Feldbriefe darauf die beste Antwort. „Gott gab uns zunächst den Sieg in der Seele und dann den Sieg mit den Waffen“, so schreibt er. Neben der vorzüglichen militärischen Rüstung und der festen Wehr eines geordneten Staatswesens und eines opferwilligen Volkes fehlte die beste Wehr nicht, die innere Wehr des Herzens die Rüstung der Seele, ein starker siegesgewisser Glaube. Dieser Glaube an die Gerechtigkeit der Sache und an den Sieg der guten Sache ist bereits die innere Ueberwindung des Feindes, der moralische Sieg über ihn, bevor die Kanonen sprechen und die Bajonette blitzen. Und wo dieser Glaube in der Seele lebt und eine Kämpferschar stark macht, da erringen auch die Waffen den Sieg. Und das alte Lutherwort ist von neuem wahr geworden: „Wer hier am meisten glaubt, der wird am meisten siegen“.

Wer angesichts dessen, was wir in dieser Kriegs- und Siegszeit erleben, noch fragen möchte, was es denn für einen Wert habe zu glauben, den müßte man für blind und unbelehrbar halten.

„Glauben heißt siegen“, das wollen wir in dieser Zeit für unser persönliches Leben lernen. Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, sagt der Apostel Johannes,

Ein jeder von uns erfährt auf besondere Weise die Welt, die auf ihn feindlich eindringt und seine Seele beengt. Die nimmermüden Sorgen um Brot und Haus sind's für den einen, die Last harten Geschicks, die Widerwärtigkeiten, welche der böse Wille der Mitmenschen bereitet, sind's für den anderen; die Versuchungen und Sünden, die nach unten ziehen, sind es für uns alle, die wir noch im Fleische leben.

Es scheint, daß, je mutiger und fester wir das gute Schwert des Glaubens fassen, umso größer die Welt der Feinde wird, die uns umdrängt. Wenn andere gemächlich und sorglos mit dem Strome schwimmen und Friede, Friede rufen — und ist doch kein Friede, wüssen wir uns umso energischer gegen den Strom stemmen, um reines Herz und Gewissen zu behalten. Der Kampf des Glaubens wird umso ernster, je mehr das aus Gott geborene Leben in uns Platz greift. Aber das schafft nun keine Entmutigung und kein Verzagten. Wir werden wohl tiefer in die Erkenntnis unserer Sündhaftigkeit und der Schwachheit unseres Fleisches eingeführt; wir ängstigen uns wohl, aber wir verzagen nicht. Denn mit der Erkenntnis der eigenen Schwachheit wächst der Glaube an die Kraft Gottes, die zur Vollendung kommt in der Schwachheit. Und denn wächst mit dem schweren Ernst und der größeren Hitze des Kampfes nur die ruhige Zuversicht des Sieges — des Sieges, den die Kraft Gottes schafft! Das war Luthers Erfahrung. Nie hat er freudiger an den Sieg geglaubt, als damals, da die Welt ihm „voller Teufel“ schien und er bekennen mußte, „mit unserer Macht ist nichts getan“; als die Welt ihn und seine gute Sache schier zu verschlingen drohte, da leuchtete um so heller seine Zuversicht „es soll uns doch gelingen“, „das Reich muß uns doch bleiben“. Luthers Trostlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ ist das Lied der gegenwärtigen Kriegs- und Siegszeit geworden. Es möge das Lied unseres Glaubenskampfes und das Bekenntnis unseres Glaubenssieges werden. Unser Glaube ist Schein, wenn wir nicht triumphieren lernen:

„Glauben heißt siegen“.

Gegen die Irrlehre der sogenannten Adventisten.

Von Pfarrer Radlach in Badenfurt.

(Fortsetzung.)

Die falsche Stellungnahme zum Alten Testament.

Viele Irrtümer der sogenannten Adventisten erwachsen aus ihrer verkehrten Stellung, die sie zum Alten Testament einnehmen. Daher rühren solche Versprobenheiten nach unserm kirchlichen Empfinden, wie namentlich die Feier des Sonnabends, das Verbot des Schweinefleischessens, das Gebot des Zehntengebens und dergleichen. Jeder Leser der Bibel, der nach

sein heiligen Buche sein Leben einrichten will, muß aber immer beachten, daß Altes Testament und Neues Testament nicht gleichsam auf einer Ebene liegen, wenn anders er sich nicht in lauter Irrwege verlaufen will. Man muß sehen, daß zwischen den beiden Hauptteilen der Bibel ein Stufenunterschied vorhanden ist. Gewöhnlich sagt man: Im Alten Testamente ist das Gesetz, im Neuen das Evangelium enthalten. Der Hauptinhalt ist damit getroffen. Im allgemeinen ist das richtig. Doch bedarf dieser Satz noch einer Einschränkung. Denn auch im Neuen Testamente wird uns das Gesetz erklärt und an das Herz gelegt, wie auch im Alten Testamente das Evangelium bereits geweissagt wird. So lautet denn auch ein kirchlicher Grundsatz: Im Alten Testamente ist das Neue Testament verborgen und im Neuen Testamente ist das Alte Testament offenbar. Es ist ja keineswegs so, daß durch das Evangelium das Gesetz überhaupt aufgehoben wird. Das sittliche Gesetz bleibt, wie es ja auch nicht nur im Alten Testament enthalten ist, sondern auch bei allen Völkern im letzten und tiefsten Grunde zu finden ist. Wohl aber wird die jüdische Gesetzkraft durch die christliche Lehre der Freiheit der Kinder Gottes überwunden. Man kann daher vielleicht etwa so sagen: Man muß das Alte Testament immer mit christlichen Augen lesen. Auch zwischen der alttestamentlichen und christlichen Frömmigkeit ist ein Höhenunterschied. Wäre dies nicht der Fall, so wäre ja Christus ohne jeden Zweck geboren. Sogar die erhabene Frömmigkeit der Psalmen oder des Buches Hiob ist noch nicht die christliche, wie sie sein sollte. Dabei soll nicht verschwiegen sein, daß viele Namenschristen noch lange nicht auf dieser Höhe angelangt sind. Aber wenn wir uns an den frommen Psalmen als Christen erbauen, so lesen wir doch auch in sie das Höchste und Beste aus dem Neuen Testamente hinein. Das ist kein Unrecht, sondern für jeden, der durch die Schule Christi gegangen ist, etwas Selbstverständliches. Aber ebenso wie auf diese Weise einzelne Stellen im Alten Testamente vom christlichen Standpunkte aus im Werte steigen, so verlieren auch wieder andere Sätze für den Christen ihre frühere Bedeutung. Da hat man denn in der Christenheit die Beschneidung und andere Dinge aufgegeben. Das Neue Testament zeigt uns, wie innerhalb der jungen christlichen Kirche diese Entwicklung nicht ohne Kampf vorstatten gegangen ist. Aber in dem Maße wie das Christentum sich von der alten jüdischen Volksreligion loslöste und sich zur Weltreligion ausweitete, mußten die in besonderem Sinne jüdischen Gebote fallen. Für das Volk Israel waren sie eine gottgewollte Schranke, das auserwählte Volk von der Vermischung mit der umwohnenden Heidenwelt abzuhalten. Jetzt für das Christentum, in das alle Völker eingehen sollten, bedurfte es dieser Fessel nicht mehr. Sie wurden gesprengt. Christus hat uns freigemacht von dem Buchstabendienst des jüdischen Gesetzes. An Stelle der alten Satzungen sollte jetzt der christliche Geist der Liebe das Leben regeln. Für diesen ist es nebensächlich, ob jemand den Sonnabend oder Sonntag als Feiertag heiligt, ob er Schweinefleisch ißt oder nicht, ob er den Zehnten abgibt, oder ob er auch einmal weniger gibt, wenn das Bedürfnis einmal nicht so groß ist. Wenn die Adventisten auf diesen jüdischen Ordnungen bestehen oder sie wieder einführen wollen, so ist das eben nicht anders zu erklären, als daß sie den alten jüdischen Sauerteig aus ihren Herzen nicht völlig ausgelegt haben. Sie wollen keinen Fortschritt, sondern möchten uns Christen wieder auf den alttestamentlichen Standpunkt zurückbringen. Wir kirchlichen Christen können den Vorwurf der Adventisten ruhigen Gewissens hinnehmen, daß wir das Alte Testament gering achteten. Sie entwerten das Christentum. Eins ist bei den Adventisten nur schwer verständlich und es ist auch bei ihnen nicht ganz folgerichtig, daß sie nicht auch die Beschneidung wieder einführen. Man kann sich das nur so erklären, daß hiergegen nicht nur der Geist, sondern auch der Buchstabe des Neuen Testaments zu deutlich spricht. Zu verwundern wäre es freilich nicht, wenn eine weitergehende Richtung der Adventisten auch einmal die Beschneidung wieder als zum Heile notwendig hinstellen sollte. Zuzutrauen wäre es diesen Leuten schon. Und um Kunststücke der Bibelauslegung, die auch die diesbezüglichen neutestamentlichen Stellen ganz entgegengesetzt ihrem wirklichen Sinne deutet, dürfte man auch nicht in Verlegenheit sein. Schon jetzt sind ihre Leistungen hierin mitunter mehr als halsbrecherisch. Wie kann man sonst im Gegensatz zum klaren Wortlaut von Kolosser 2, 16 am Speiseverbot des Schweinefleischessens und am Sabbatgebot festhalten, wo es heißt: „So laßt nun niemand euch Gewissen machen über Nahrung oder über Trank oder über bestimmten Feiertagen oder

Neumonden oder Sabbathen.“ Wenn man einen Adventisten diese Stelle vorhält und ihn reden läßt, so muß man beinahe auf den Gedanken kommen, als hätte der Apostel hier absichtlich seinen Lesern eine Falle gestellt, daß sie ihn mißverstehen müssen. Es hat ja einmal einen lügenhaften Diplomaten gegeben, der sagte, die Sprache sei dazu da, seine Gedanken zu verbergen. Aber von einem Apostel hat man bis jetzt Gott sei Dank noch immer eine andere Vorstellung gehabt, daß der auch meint, was er sagt. Und es ist wohl auch richtiger bei diesem alten bewährten Glauben zu bleiben.

Es ist nun an dieser Stelle überflüssig, noch einmal des Weiteren auszuführen, daß wir kirchlichen Christen kein Unrecht tun, wenn wir statt des Sonnabends den Sonntag feiern. Ist doch über diesen Punkt bereits früher im „Christenboten“ ausführlich geschrieben worden. Die kirchlichen Grundsätze, die hierbei dargelegt wurden, gelten auch für die anderen von den Adventisten wieder aufgenommenen Gebote des Alten Testaments.

Warum essen wir Christen ruhig Schweinefleisch, wenn dies auch in der Bibel verboten ist? 3. B.: 5. Mose 14, 8.

Wir sehen darin ein Gebot, das den Juden gegeben ist und halten es für die Christen nicht mehr für verbindlich. Es ist wohl auch ein Gebot des ewigen Gottes, aber kein für die Ewigkeit geltendes Gebot. Wir haben keine Spur von Gewissensbissen, wenn wir auch das Fleisch dieses Tieres für unsere Nahrung verwenden. Jenes Gebot hat eine ganz andere Art wie etwa das vierte, fünfte, sechste, siebente, achte in unserem Katechismus. Auch Heiden, die diese Gebote nie gelernt haben, haben ein ausgesprochenes Gefühl für das Unrecht, der Unehreverbietung gegen die Eltern, des Mordes, des Diebstahls, der Lüge. Auch wenn bei ihnen selbst das Gewissen schläft, indem sie selbst vielleicht seelenruhig morden, ehebrechen und stehlen. Bei anderen empfinden sie das Unrecht gewiß, besonders, wenn sie selbst von dem daraus entstehenden Schaden betroffen werden. Durch Genuß des Schweinefleisches wird kein Nächster geschädigt. Aber welchen Grund mag dann das Gebot gehabt haben? Wenn es heißt: „Das Schwein, ob es wohl die Klauen spaltet, so wiederkäuet es doch nicht, es soll euch unrein sein“, so ist damit wohl kein Grund für die Unreinheit angegeben, sondern nur ein Erkennungszeichen. Man vergleiche damit die lange Liste der anderen unreinen Tiere (5. Mose 4, 3–20). Bei Unreinheit ist sicherlich auch nicht an die äußere Unreinheit gedacht. Man hat darum oft nach anderen Erklärungen gesucht. So sagt man, Moses habe das Gebot aus gesundheitlichen Gründen gegeben, um die Ausbreitung schlimmer Krankheiten, etwa des Auszuges zu verhindern, die der Genuß des fetten Fleisches begünstigen soll. Wenn diese Erklärung nicht gänzlich von der Hand gewiesen werden soll, so ist sie allein doch wohl zu dürftig. Denn es handelt sich in der Bibel doch um kein ärztliches, sondern um ein religiöses Gebot. So sagt man, die heidnischen Nachbarn der Israeliten hätten das Schwein bei ihren Götzenmahlzeiten gegessen. Es wäre das heilige Tier eines fremden Gottes gewesen und darum für das Volk Israel unheilig und unrein. Diese Vermutung mag richtig sein. Im einzelnen mangelt dafür die Beweise. Ueberhaupt fehlen uns auch für die älteste Zeit des Volkes Israel die Belege, welche Rolle das Gebot im Volksleben gespielt hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht immer bekannt war. Es ist sicherlich lange Zeit immer anerkannt und unbestritten als selbstverständlich in Geltung gewesen. Von solchen Dingen spricht man dann nicht, sie sind aber doch vorhanden.

In der Zeit der Makkabäer jedoch, als Israel in Gefahr stand, seine alten Sitten und seinen Glauben zu verlieren, und als Volk in dem großen Völkerbrei der griechischen Reiche unterzugehen drohte, spielte das alttestamentliche Verbot des Schweinefleischessens eine große Rolle. Wer da Schweinefleisch gegen die väterlichen Sitten aß, nahm dann auch weiter griechische Sitte und Unsitte an und ging im Heidentum auf. 2. Makkabäer 7 wird uns der Märtyrertod von sieben Brüdern und ihrer Mutter um des Schweinefleischessens willen berichtet. Diese Juden litten lieber das Schlimmste, als daß sie sich zum Essen des unreinen Tieres zwingen ließen. Wir werden auch als Christen mit ihnen wahres Mitgefühl haben und bei ihnen nicht von verblendetem jüdischen Fanatismus reden. Ihre mutige Weigerung hat bei ihnen die gleiche Bedeutung, wie wenn die ältesten Christen sich weigerten dem heidnischen Kaisergott Räucherkerzen zu opfern und lieber den Tod erduldeten. Wer in dieser scheinbaren Kleinigkeit nachgab, fiel eben zum Heidentum ab. So wurde diese Sache von den Heiden ebenso wie

von den Juden angesehen. Das alte Gebot richtete eine trennende Schranke auf zwischen dem Volke Israel und seiner heidnischen Umgebung. Als aber auch die Heidenwelt eingehen sollte in das Gottesreich, fiel diese Schranke hin, besonders wenn die Gefahr des Rückfalles in das Heidentum nicht mehr bestand, wo der christliche Geist so geträgt war, daß er solcher äußeren Stützen nicht mehr bedurfte. In der ältesten christlichen Kirche gab es zwei Richtungen von denen die eine völlige Freiheit wollte, die andere an den alten Geboten zäh festhielt. Die Apostel suchten einen Mittelweg, insbesondere um die Gewissen der Schwachen nicht zu beunruhigen. Man lese in der Apostelgeschichte nach, Kap. 10 wie Petrus dazu geführt wird, den altjüdischen Unterschied zwischen reinen und unreinen Tieren aufzugeben, und Kap. 15 wie man in der Apostelversammlung über die alttestamentlichen Speisegebote sich einigt. Es sind dies Kapitel des Neuen Testaments, die scheinbar für die Adventisten nicht vorhanden sind. Die Apostel beabsichtigten damit, daß sie das Essen besonders des Götzenopferfleisches vermieden wissen wollten, weniger ein den alttestamentlichen Speisegeboten entsprechendes Gebot festzusetzen, als vielmehr den Frieden in ihren Gemeinden wiederherzustellen. Aus ihrer Ordnung ist später in der Christenheit ein anderes Gebot oder sagen wir der Brauch herausgewachsen den Genuß des Pferdefleisches zu vermeiden. Wenn diese Sitte auch nicht mehr so fest ist, wie bei den echten Juden und Adventisten das Meiden des Schweinefleisches, so ist vielfach noch großes Widergefühl und Mißbehagen gegen diese Nahrung verbreitet. Man erzählt dies vielfach, es sei wider unser feines Empfinden, dieses treue Haustier zu schlachten und gibt ihm daher oft, wie man sagt, das Gnadenbrot, wenn es uns nicht mehr mit seiner Kraft dienen kann. Zu erinnern ist jedoch, daß unsere heidnischen deutschen Vorfahren auch das Pferd als treues Haustier geschätzt haben. Es war in besonderem Sinne den alten Göttern heilig. Man glaubte auch, daß die Pferde weissagen und den Willen der Götter verkünden könnten. Bei den Götterfesten wurde nun gerade Pferdefleisch gegessen. Und um dieser Schmausereien willen machten in der alten Zeit auch die neugetauften deutschen Christen die heidnischen Feste mit und drohten so der christlichen Kirche wiederverloren zu gehen. Hier griffen nun die christlichen Lehrer und Geistlichen ein mit ihrem völligen Verbote des Pferdefleisches, das wenn auch nicht bewußt, so doch im Gefühl noch immer nachwirkt. Mancher, der klar eingesehen hat, daß es an sich kein Unrecht wäre, diese Speise zu essen, wird es doch einem überkommenen vererbten Gefühl gemäß nicht tun. Wenn daher ein Jude in unserer Zeit zum Christentum übertritt, soll ihn niemand zwingen wollen was ihm durch die ganze Erziehung und auch von den Eltern vererbt ein Greuel ist, Schweinefleisch zu essen und damit seinen Christenglaubenn zu beweisen. Auf solche äußere Dinge kommt es nicht an. Das wäre auch wieder geistig ein Rückfall in das Alte Testament. In solchen Dingen muß Freiheit herrschen. Zur wahren christlichen Freiheit gehört auch, den anderen, der sich irgendwie gebunden fühlt, ruhig gewähren lassen. Wehren muß man sich nur, wenn andere einem ein Joch auferlegen wollen, oder eintreten muß man dagegen, wenn man man sieht, daß andere wie in diesem Falle die Adventisten den Nächsten einem Zwange unterwerfen wollen, und der drückendste Zwang ist das inwendige Gewissen mit äußeren Dingen zu belasten.

Das gilt ebenso, wenn z. B. noch die Adventisten auf das Wort Gottes die Höhe der Abgaben für die Zwecke des Reiches Gottes gründen und so auch wieder den Zehnten fordern. Man lese Stellen nach wie 3. Mose 27, 30—34, 5. Mose 14, 22—29 und andere. Hier übersehen die Adventisten völlig, daß es sich bei diesem Gebot nicht nur um eine sittlich-religiöse, sondern auch nun eine in das wirtschaftlich-staatliche Gebiet fallende Vorschrift handelt. Wirklich durchführen ließ sich diese Maßregel nur unter den einfacheren Verhältnissen des Volkes die der alttestamentliche Gesetzgeber im Auge hatte, in einer Zeit, wo nach unsern heutigen Bezeichnungen Staat und Kirche zusammen fielen. Als daher zur Zeit Jesu die Juden auch an den römischen Staat hohe Steuern entrichten mußten, litt das arme Volk unter der Unmöglichkeit den gesetzlichen Vorschriften des Alten Testaments nach zu kommen. Nur wenige, wie z. B. der Phariseer im Tempel konnten sich rühmen, daß sie wirklich den Zehnten gaben. Jesus sagt Matthäus 23, 23: „Weh euch Schriftgelehrten und Phariseer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel (d. h. sogar die Gartenfrüchte, von denen man nur wenig anbaut) und laßt das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit

und den Glauben. Die sollte man tun und jenes nicht lassen. Es ist sicherlich nicht barmherzig, von jedem den Zehnten zu fordern und ihn ihm als Gewissenspflicht aufzulegen, oder auch nur den für frommer zu erklären, der den Zehnten peinlich genau gibt. Wie grausam ist es nicht beispielsweise einen armen Familienvater mit geringem Einkommen und großer Kinderzahl damit zu bedrücken, insbesondere, wenn wie in unserm Lande auch der Staat hohe Abgaben von seinen Bürgern fordert. Wie verschieden sind außerdem nicht noch die Verhältnisse. Im frühen Mittelalter, wo die Lebensverhältnisse einfacher waren, und Staat und Kirche sich sozusagen nahezu deckten, konnte Karl der Große den Gemeinden den Zehnten auferlegen. Heutzutage allgemein gleichmäßig durchgeführt wäre es das größte Unrecht. Man verstände mich falsch, wenn man meinte, ich träte dafür ein, daß nicht höhere Beiträge für christliche Zwecke in unsern Gemeinden gegeben werden sollten und könnten als gewöhnlich geschieht und die Adventisten zu viel verlangten. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß oft viel mehr getan werden könnte. Die Höhe der Abgaben für Zwecke des Reiches Gottes und christlicher Nächstenliebe insbesondere sollte jeder richten nach seinem Vermögen und nach dem jeweiligen Bedürfnis. Da kann unter Umständen der Zehnte viel zu wenig sein. Wenn ein reicher Mann mit großem Einkommen, das viel bedeutender ist, als er selbst zum Leben nötig hat, einen Armen darben sieht und ihm nicht hilft, weil er sein Gewissen damit beruhigt, er habe bereits den Zehnten in diesem Jahre gegeben, so ist das unchristlich. Welcher Christ empfinde wohl anders? Also ein Mensch hält in einem Punkte das Gesetz und ist nicht einmal darin gerecht vor Gott. Daraus geht klar und deutlich hervor, daß die Adventisten, wenn sie die alttestamentlichen Gebote wieder aufrichten, sich vom wahren Evangelium entfernen. Wir kirchlichen Christen wollen wirklich nicht das Alte Testament gering achten. Wir wollen es richtig einschätzen, indem wir das darin enthaltene Gesetz mit dem Apostel Paulus als Zuchtmeister auf Christus werthen. Vergl. Galater 3, 24.

(Fortsetzung folgt.)

Dankbarkeit als Opfer und Arbeit.

Ein Wort zur Kriegsgruppelfürsorge von Kurt Brunnow, Pfarrer.

Jüngst las ich in einer deutschen Zeitschrift von der ungeheuren Dankeschuld, die das deutsche Volk seinen Kriegern gegenüber habe. „Wohl uns“, hieß es, wenn uns das Dankbarsein recht schwer gemacht wird. Ein Dank, der schnell und leicht gegeben wird, trägt für den Gebenden wie für den Empfänger nicht die seelischen Kräfte, nicht den guten Geist in sich, den die Dankbarkeit als Opfer und Arbeit in sich tragen kann. Der Dank soll eine heilige, große Sache sein, der großen, heiligen Kriegszeit würdig, das ist die Ueberzeugung und der heilige Entschluß der Besten im Volke. Insbesondere sollen diesen Dank, der zu Opfer und Arbeit bereit ist, diejenigen erfahren, welche ihre gesunden Glieder für das Vaterland dahingeben mußten — die Kriegsgruppen.

Wir haben es in diesem Kriege mit höchster Bewunderung gesehen, wie stark die schimmernde „eiserne Wehr“ unserer alten Heimat ist, die als Heldenmauer an den Grenzen des Landes die Feinde abwehrt. Wir haben uns gestreut, daß Deutschlands „goldene Wehr“, seine Finanzkraft, ebenso stark ist wie seine „eiserne Wehr“. Am tiefsten aber bewegt uns immer wieder das Erstaunen über seine „soziale Wehr“, die im Lande allen Kriegsnotden durch umsichtige, gesunde Organisation wehrt, die den Aushungerungsplan unserer Feinde schmachlich zunichte gemacht hat und alle anderen niederträchtigen Berechnungen weiter vereiteln wird. — Ein Teil dieser sozialen Wehr ist nun — ebenso wie Rotes Kreuz, Kriegserwitwen- und -waisenversorgung — auch die Kriegsgruppenfürsorge.

Für die Unglücklichen zu sorgen, die im heiligen Kampf für's Vaterland dauernden Schaden erlitten haben, denen etwa eine Granate Arm oder Bein wegriß, eine Kugel das Augensicht raubte, oder eine Explosion die Nervenkraft nahm, ist Sache der Militärverwaltung und des Staates. Der Staat gibt seinen Invaliden Renten, die ihnen während ihres ganzen weiteren Lebens verbleiben. Eine Verstümmelungszulage, eine Kriegszulage, eine Alterszulage und zuletzt eine Rente, deren Höhe nach dem Grade der Erwerbsbeschädigung bemessen wird, steht gesetzlich den deutschen Kriegsgruppen zu.

Aber damit gibt sich nun der heilige Dankeswille unserer Stammesbrüder nicht zufrieden. Deutschland ist das Geburtsland einer zielbewußten Krüppelfürsorge und hat so gut ausgebauten Einrichtungen dafür wie kein anderes Volk auf der Erde. Die Erfahrungen und Erfolge der Krüppelpflege sollen nun im vollen Umfange unseren Kriegskrüppeln zugute kommen. Die große „Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge“, die in Berlin ihren Sitz hat, hat sich der Militärverwaltung zur Verfügung gestellt. Der Geist, in dem die Kriegs-krüppelfürsorge getan, und das Ziel, das erreicht werden soll, sind am besten zum Ausdruck gebracht in den Worten Professor Dr. Biesalski, des Schriftführers der genannten Vereinigung; er sagt: „Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden.“

Diese Worte klingen hell und froh wie Evangelium. Also nicht nur Renten, kaltes Geld für unsere Kriegskrüppel, sondern Überwindung des Leidens, Sieg über das traurige Geschick, das sie betroffen hat.

Wann aber ist ihr Krüppeltum überwunden? Dann, wenn ihnen das Bewußtsein gegeben wird, daß sie nicht bemitleidenswerte Rentenempfänger des Staates sind, sondern daß sie sich trotz ihrer schweren Kriegsbeschädigung im großen Arbeitsleben des Volkes betätigen können, daß sie dennoch wertvolle Glieder in der lebendigen Arbeitsgemeinschaft der Nation sind. Das erst bedeutet, in der Tat, gründliche Hilfe für die Kriegskrüppel, wenn ihnen die tiefe Niedergeschlagenheit über die Nutz- und Wertlosigkeit ihres Lebens genommen wird und ihnen Wege zu neuer werterfassender Tätigkeit gezeigt werden. Das ist dann zugleich eine innere Hilfe für ihre Seele, eine Hilfe, die dem begeisterten, stolzen Krieger von einst auch nun in den traurigen Krüppeljahren, die vor ihm liegen, das Gefühl eigenen Wertes und damit Stolz und Selbstbewußtsein bewahrt.

Daß dies schöne Ziel zu erreichen ist, dafür bürgen die bisherigen Erfolge der deutschen Krüppelfürsorge. In seinen Veröffentlichungen zeigt Professor Biesalski, was regelrechte ärztliche Behandlung mit allen technischen Hilfsmitteln vermocht hat. Da zeigt er einen jungen Schlosser ohne Beine und Hände, wie er in seiner Werkstatt steht und fröhlich hämmert. Er steht auf künstlichen Beinen, der Hammer steckt in einer Armmanschette, die am Stumpfe des rechten Armes befestigt ist; das Eisen, welches er bearbeitet, wird von einer Klammer gehalten, die in die Armmanschette des linken Armstumpfes eingeklebt ist. Da führt ein Landmann mit amputiertem rechten Arm Spaten, Harke und Sense. Ein Dreher ohne Beine und Hände steht wie ein Gesunder in voller Tätigkeit an seiner Drehbank, er hat es sogar bis zum Werkmeister gebracht und verdient sein Brot wie ein Gesunder. Ein einarmiger Schreiber sitzt an seiner Schreibmaschine, die anstelle der mit der Hand zu bewegenden Hebel Pedale besitzt.

Wie eine Erlösungsbotschaft wirken die Schilderungen des vorzüglichen Arztes. Und alle diese Segnungen deutscher Krüppelfürsorge sollen jetzt diesen Kriegskrüppeln zugute kommen, jenen 40 bis 50 Tausend — meist noch jungen, lebens- und arbeitsfreudigen — Invaliden, welche nach fachkundiger Berechnung jetzt schon in Deutschland vorhanden sind. In allen deutschen Staaten wird unter Vorangang von hohen Regierungsbeamten und bei größter Anteilnahme aller sozial denkenden Menschen die Kriegskrüppelfürsorge in diesem Geiste betrieben. Ihre Majestät die deutsche Kaiserin hat zu verschiedenenmalen ihr lebhaftes Interesse daran kundgegeben; als Mutter des Landes hält sie ihren Schild über alle sozialen Arbeit, die die unvermeidlichen Kriegsschäden nach Menschenkräften herabzumindern sucht. Wenn der feste Opferwille des ganzen Volkes dahinter steht, wird diese Dankesarbeit an unseren verkrüppelten Stammesbrüdern in schönster Weise gelingen. Und das wäre denn eine Dankbarkeit, die wirklich Arbeit und Opfer ist, eine Dankbarkeit, welche mit allen Geldopfern wirkliche Liebesarbeit leistet, welche vom Geschick hart mitgenommen, am Leben verzweifelnden Menschen wieder neue Lebenshoffnung und Lebensfreude gibt; eine Dankbarkeit, welche für die lebendige Arbeitsgemeinschaft der Nation scheinbar verlorene Menschen wieder zu wertvollen Gliedern des Volksganzen macht.

Es besteht kein Zweifel, daß es einer intensiven, weit verzweigten Arbeit bedarf, um diesen heilig-großen Dank unseren Kriegskrüppeln abzustatten. Zunächst gilt es, die Kriegsinvaliden in den Anstalten, wo die ärztliche Kunst ihr Bestes zur

Körperlichen Heilung tut, über den gefährlichen Zustand der Krüppelpsychose hinwegzubringen, das heißt: ihnen das lastende Gefühl zu nehmen, fortan nutzlos und für das Leben verloren zu sein, und ihnen Mut zu machen, die Mittel zu ergreifen, die ihnen zu einem neuen, sonnigen Leben verhelfen können. Das ist die feine Hilfe, die in sorgfältiger Berufsberatung gipfelt. Ärzte, Geistliche, Lehrer und alle, die zu solcher Liebesarbeit Willen und Takt haben, werden hier zu wirken Gelegenheit finden. Als dann gilt es den Invaliden beizustehen während der Zeit der Einübung in den passenden Beruf unter Beschaffung der notwendigen — teils kostspieligen — technischen Hilfsmittel. Und zuletzt tritt die Aufgabe der Vermittlung von Arbeitsstellen heran, in denen seitens der Arbeitgeber zunächst Rücksicht auf die zuerst geringere Leistungsfähigkeit des Verkrüppelten genommen wird. Das alles bedeutet im Grunde eine soziale Riesenarbeit; wir haben aber den Glauben, daß die soziale Wehr Deutschlands stark genug sein wird, auch dieses zu leisten.

Warum ich dies schreibe? Ich möchte die Herzen warm machen, daß auch wir Fernstehenden uns an diesem heiligen Dankeswerke beteiligten. Wir können nur Opfer an Geld bringen, um unseren Brüdern drüben, die in dieser großen Dankesarbeit stehen, die Hände zu stärken. Sie haben solche Stärkung nötig.

Die Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinden in unserem Staate werden in dieser Zeit um Gaben zur Unterstützung der Kriegskrüppelfürsorge bitten.

Möge der Ertrag der Sammlung Zeugnis davon ablegen, daß auch hiesigen deutschen Gemeinden wie unsere Brüder drüben zu danken verstehen.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Timbo. (Fortsetzung aus der Mai-Nummer.) So hat sich Timbo allmählich zur größten Gemeinde im Munizipium Blumenau entwickelt und damit die Stelle der alten ungeteilten Gemeinde Badensfurt eingenommen. Wieviel Seelen es zählt, läßt sich allerdings nur schätzungsweise sagen nach einer Probe, die in einem Sprengel gemacht wurde. Dort ergab sich, daß man die Zahl der Familien mit 7 bis 8 multiplizieren könne, um die Seelenzahl zu erhalten. Ist dies Verhältnis auch sonst richtig, dann ergeben sich für die Pfarrgemeinde Timbo mit Einschluß von Carijos — zurzeit etwa 650 Familien — 4500 bis 5000 Seelen. Und diese Zahl vermehrt sich schnell. Nach den Totenregistern sind nämlich in den 6 Jahren 1909 bis 1914 234 Todesfälle vorgekommen, denen 1167 Tausen entgegenstehen. Allerdings sind das nicht alle Todesfälle, da viele noch immer nicht kirchlich angemeldet werden, aber auf mehr als 70 im Jahre darf man sie nicht annehmen. Legt man diese Zahl zu Grunde, welche die Durchschnittszahl für jene 6 Jahre (39) um 31 übertrifft, also gewiß nicht zu niedrig angenommen ist, so erhält man 420 Todesfälle und bei 1167 Tausen einen Geburtenüberschuß von 750 in 6 Jahren oder 125 in einem Jahre. Auch die Anzahl der Trauungen weist auf eine starke Vermehrung der Seelenzahl. Von 1909 bis 1914 sind 182 Trauungen vollzogen worden oder etwa 30 im Jahre. Die höchste Zahl (46) erreichten wir 1914. — Die hier folgende Aufstellung gibt eine Uebersicht über die kirchlichen Handlungen überhaupt und die Anzahl der Abendmahlsgäste.

	Taufen	Konfirmanden	Trauungen	Beerdigungen	Abendmahlsgäste
1909	201	101	22	40 (18)	750
1910	193	115	28	43 (11)	990
1911	178	103	35	39 (14)	1110
1912	186	122	25	38 (13)	1230
1913	204	133	26	26 (16)	938
1914	205	118	46	48 (22)	1151
	1167	692	182	234 (94)	6169

Zu dieser Aufstellung ist noch folgendes zu bemerken: Daß im Jahre 1909 201 Tausen voll wurden, lag an der vorhergehenden Bilanzzeit, die ein Hinausschieben mancher Taufe verursachte. Ferner: die in Klammer stehenden Zahlen der vierten Reihe nennen die Anzahl der durch den Pastor vollzogenen Beerdigungen. Der Geistliche heerdigt in der Pfarrgemeinde Timbo, also nur wenig mehr als ein Drittel aller Verstorbenen, was mit den Entfernungen und der häufigen Abwesenheit des Pastors zu Gottesdienst und Unterricht zu-

sammenhängt. In einigen Bezirken, so in Rio Abda, Cedro Alto und Pommerstraße, ist der Pastor seit 6 Jahren niemals zu einer Beerdigung gewesen, in der Mulde einmal. In dankenswerter Weise besorgen dort die Lehrer jene oft so schwierige kirchliche Handlung.

Bevor wir uns nun den einzelnen Sprengeln zuwenden, sei aus den 6 Jahren noch einiges aus der Verwaltungstätigkeit der Gesamtgemeinde mitgeteilt. Während es in den ersten 10 Jahren des Bestehens der Pfarrgemeinde Timbo nur durch außerordentliche Mittel möglich gewesen war, das Pfarrgehalt oder den Teil des Pfarrgehalts aufzubringen, zu dem die Gemeinde verpflichtet war, ist es in den letzten Jahren gelungen, die Aufbringung des Pfarrgehalts zu allseitiger Zufriedenheit zu regeln. Früher trug der Sprengel Timbo weit aus die Hauptlast. Jedes Mitglied zahlte nicht allein den durch die Generalversammlung festgesetzten Beitrag von 6\$000, sondern mancher freiwillig mehr, und außerdem schloß die Sprengelkasse nahezu alle Einnahmen für Taufen, Konfirmationen und Trauungen dazu. Natürlich konnte das nur ein vorübergehender Zustand sein. Denn es hätte auf die Dauer bei der Nähe der stets unterbietenden kirchlichen Konkurrenz sowie der wirtschaftlichen Schwäche mancher neuen Mitglieder doch gefährlich werden können, für Zwecke der Pfarrgemeinde, abgesehen vom Gehalt, sowie für eigene Aufwendungen des Sprengels immer neue Beiträge von den Mitgliedern zu erheben. Es wurde darum zuerst der Beitrag im Sprengel Timbo auf 5\$000 und dann auf 4\$000 ermäßigt, nämlich auf die Beitragshöhe der Außensprengel, jedoch in der Weise, daß an die Pfarrkasse nach wie vor für jedes Mitglied 6\$000 abzuliefern waren. Die Sportelkasse diente dazu, den Mitgliedsbeitrag 4\$000 auf den Pfarrbeitrag von 6\$000 zu erhöhen. Nachdem diese Neuordnung durchgeführt worden war, erzielte der Sprengel Timbo ebenso wie die anderen Sprengel Ueberschüsse in der Sportelkasse, die zu Umlagen für die Bedürfnisse der Pfarrgemeinde herangezogen werden konnten. So ist es denn in den letzten Jahren Sitte geworden, auf der Jahresversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde eine Umlage von 500 Rs. für Zwecke der Pfarrgemeinde zu beschließen, nämlich für die Füllung der Baukasse. Auch eine ständige Umlage von 100 Rs. für die sogenannte Verwaltungskasse wird aus den Beständen der Sportelkassen der Sprengel bestritten. Wer unsere kirchlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß damit ein gesunder Zustand erreicht ist. Gewiß können und sollen die Gemeinden nicht mit Umlagen, die aus den Taschen der Mitglieder bestritten werden, verschont bleiben, aber je seltener solche Umlagen kommen, desto besser ist es.

Trotz alledem hätte die Pfarrgemeinde auf besondere Beiträge der Mitglieder zurückgreifen müssen über die Zuschüsse der Sportelkassen hinaus, wenn sich ihr nicht durch den Anschluß von Carijos im Jahre 1909 und die Hilfsbereitschaft der Heimatkirche ein Ausweg eröffnet hätte. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin beließ nämlich der Pfarrgemeinde für 2½ Jahre die Einnahmen, die unsere Hauptkasse von Carijos her hat, d. h. 1:228\$000. Damit war die Pfarrgemeinde in der Lage, unter Hinzunahme einiger eigener Mittel nicht allein zwei kleine Schulsummen aus vergangenen Tagen von zusammen 377\$000 abzutragen, sondern auch für etwa 1:400\$ die gesamten Stallungen auf dem Pfarrgehöft zu erneuern, sowie eine größere Reparatur am Pfarrhause vorzunehmen. Die letzte große Verlegenheit aus der Gründungszeit der Pfarrgemeinde war damit überwunden und der Weg recht eigentlich erst frei, die günstige Gelegenheit zur Vergrößerung des Mitgliederbestandes, die sich in jenen Jahren bot, auszunutzen. Gewiß sind seitdem (1911) neue, für unsere kleinen Verhältnisse nicht unerhebliche Aufwendungen nötig geworden, so 1913 400\$000 für Erneuerung einer Küchenveranda am Pfarrhause, aber die Baukasse konnte diese Summe unschwer hergeben, da sie Jahr für Jahr neue Zuschüsse bekommt. So dürfte es auch weiterhin sein, sodaß für die Zukunft nichts zu besorgen ist. Was schließlich die Aufbringung des Pfarrgehalts anbetrifft, so wird auch in dieser Beziehung die Gemeinde nach wenigen Jahren auf eigenen Füßen stehen. Dann wird die Heimatkirche ihre reichen Mittel bedürftigeren Gemeinden zuwenden können. [Fortsetzung folgt.]

Rio de Janeiro. Die evangelischen Mädchen aus deutschen Kolonien in Brasilien, werden auf das Frauenheim für alleinstehende, durchreisende, stellungslose, bezw. suchende, vorübergehend ansässige Mädchen und Frauen in der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro, Rua Barão de Petropolis 120,

Chalet III, aufmerksam gemacht. Da von kirchlicher Seite immer wieder die Erfahrung gemacht wird, daß viele junge Mädchen vom Schiff aus in durchaus nicht empfehlenswerte Gasthäuser geführt werden, so sei mitgeteilt, daß junge Mädchen bei vorheriger Anmeldung von Bord abgeholt und in das Frauenheim geführt werden. Außerdem bietet das Heim jeden Sonntag Nachmittag Gelegenheit zu geselliger Vereinigung. H.

Zur Kriegslage.

Für den Kampf mit Rußland hat der vergangene Monat wohl die Entscheidung gebracht. Die ganze Festungsreihe an der Weichsel und dem Narew, Zwangorod, Warschau, Nowo Georgiewsk, Pultusk, Ostrolenka Ossowiecz, Kowno, Brest-Litowsk ist in deutschen Händen, zum Teil mit Hunderten von Kanonen. Die „Zivilstrategen“ aller Länder — wie sich aus den Zeitungen ergibt, auch der feindlichen — berechnen nur, daß Deutschland und Oesterreich gegen Rußland, zumal wenn sie noch Dünaburg und Riga einnehmen, nur noch Verteidigungstruppen stehen zu lassen brauchen, die diese Festungsreihe ein paar Monate halten können, wenn die Russen sich wieder aufrappeln sollten, und dann in Frankreich und Italien „die nötige Ordnung schaffen“ können. Leider sagen Falkenhayn, Hindenburg und Madensen nicht, ob sie das tun werden, und so müssen wir Zuschauer uns gedulden, und Schreiber wie Leser dieser Zeilen können an den Knöpfen auf ja und nein abzählen, ob es nun nach Paris oder Petersburg geht.

Eins ist jedenfalls sicher: auf die Hilfe der russischen Revolution darf man nicht rechnen, die wird so bald nicht ausbrechen, wenigstens nicht unter den Bauern, und die Arbeiterrevolten sind belanglos.

Fast ebenso wichtig, wie das, was in Rußland geschieht, oder eigentlich noch wichtiger, sind die inneren Vorgänge in Deutschland. Gewisse Leute haben Angst vor Amerika bekommen und wollten den U-Boot-Krieg, unsere Hauptwaffe gegen England, um Herrn Willsons willen, schon aufgeben, da scheint aber der alte tapfere Tirpitz, der deutsche Flottenmeister, beim Kaiser ein anderes Ergebnis erreicht zu haben, und siehe — Amerika ist still. Das ist nicht ohne Krach abgegangen, gerade die tapfersten, deutschen Zeitungen haben viel Anfechtung erfahren, doch ist dafür auch ihr Ruhm bei den Wissenden groß. Jetzt streiten sich in der Sozialdemokratie die, welche aus dem Kriege etwas gelernt haben (nämlich: daß Kaiser und Heer besser sind als die „Internationale“, und daß wir in Deutschland ohne Landwirtschaft nicht leben können) und die, welche nichts gelernt haben, aber noch immer Parteipäpste sein wollen. — Hoffentlich sagen ihnen die in Feuer und Tod geläuterten deutschen Arbeiter nach dem Kriege ein paar gut deutsche Worte.

Jedenfalls wissen wir, wenn wir rückwärts schauen auf die verflossenen Wochen: es geht vorwärts. Gott war mit Deutschland! Gott der Herr schütze es weiter. N.

Sind die Deutschen wirklich Barbaren?

Ein feldgrauer Offizier geht den Boulevard in Brüssel entlang. Bettelnde, belgische Kinder drängen sich an ihn heran. „Hunger, Hunger rufen sie mit fremder Betonung, mit jämmerlicher Miene. Und der deutsche Offizier bleibt sinnend stehen. Seine Augen blicken weit nach Deutschland hinüber... er denkt an seine lieben Kinder in der Heimat... Sein Entschluß ist gefaßt... An jede Hand nimmt er zwei Kinder. Scheu blicken sie zuerst zu ihm empor. Aber strahlend leuchten ihre Augen, als der Feldgrau sie spornstreichs in den nächsten Laden führt und ihnen Brot und auch noch Schokolade kauft. Jedem das gleiche Stück... Jubelnd umringen ihn die Kinder, als er wieder auf die Straße tritt. Sie küssen ihm die Hände: „Danke“, „merci“ stammeln sie... und die Brüsseler stehen auf dem Boulevard still vor Staunen und schütteln den Kopf: „Sind das die deutschen Barbaren?“

Kriegserlebnisse der Kirchengemeinde Pillupönen (Kreis Stallupönen) im Jahre 1914.

Von Pfarrer Paul Schulze.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gegen Morgen rückt die Landwehrbrigade durch Dopönen mit Richtung auf Galken. Ihr Kommandeur Excellenz Clausius steigt im Gasthaus R. ab. Ihm wird gemeldet, daß ich aus Pillupönen bin, da werde ich ins Dienstzimmer gerufen, um über die Stellung der Brigade Charrisius Aufklärung zu geben. Die Regimenter der Brigade bekommen vom General, nachdem er mit einem Vergrößerungsglas die Karte studiert hat, ihre Befehle. Es wird an der Grenze in der Gegend von Galken und Sodehnen heftig gekämpft. Deutsche Artillerie der Brigade Ch. hat eine Stellung bereits westlich von Pillupönen genommen und feuert auf die Feinde, die sich in der Stellung auf den Höhen hinter Admonien festsetzen. Dabei geht das Dorf Admonien in Flammen auf. Von Dopönen sehen wir den großen Brand. Da das Dorf eng zusammen gebaut ist, brennen sechs Gehöfte mit allem Vieh nieder. In Dopönen haben sich immer mehr Flüchtlinge eingefunden. Mit Todesgefahr versuchen sie trotz des heftigen Granat- und Infanteriefeuers auf ihre Höfe zu gelangen, um das Vieh zu besorgen. In Tschieten sind die Russen bereits eingedrungen und haben nach Pillupönen zu sofort Schützengräben aufgeworfen. Noch eine Nacht wird in überfüllter Stube auf einem Stuhl am Ofen zugebracht. Am 31. Oktober taufe ich noch unter heftigem Kanonendonner ein Kind meiner Gemeinde. Die Russen dringen mit Uebermacht auf Matlaun vor, so daß auch schon die Mäktischer, die dahinter wohnen, sich bereits in Dopönen sammeln. Die Bagage bekommt Befehl, sich nach Jurgeitschen zu begeben, wird also weiter zurückgelegt. Mit ihr fahren wir nach Göritten, dann nimmt ein vorbeikommendes Fuhrwerk meine Sachen mit nach Stallupönen. Auch das Mädchen und das Kind fahren zur Stadt, ich selbst gehe zu Fuß dorthin. Von Göritten aus ist die Schlacht an der Grenze zu übersehen. Die Feinde feuern von den Höhen hinter der Grenze in die vor ihnen liegende Ebene hinein. Auf dem Bahnhofe Stallupönen treffe ich, wie ich in den Zug einsteige, den Hauptmann, der sich am 29. abends bei mir einquartierte. Er erzählt, daß er doch noch das Quartier habe benutzen können. Am nächsten Tage habe er aber etwas abbekommen, er sei im Gefechte verwundet worden. Ich begebe mich nach Insterburg und hoffe, daß, wie es schon einige Male gegangen ist, es wieder möglich sein wird, zurückzukehren. Bereits kommen zahlreiche Flüchtlinge der Gemeinde durch Insterburg durch, denen mit Rat und Tat beizustehen ich mich bemühe. Dazu halte ich mich stundenlang auf dem Bahnhof auf und treffe dort manchen, kann ihn beraten und trösten. Ich kann mich auch von der außerordentlichen Arbeit, die auf dem Landratsamte in Insterburg für die Flüchtlinge geleistet wird, überzeugen. Noch einmal versuche ich am 4. November, von Stallupönen aus nach Pillupönen zu gelangen. Auf der Reise nach Stallupönen treffe ich Rittmeister M. von der Brigade Ch., der auch bei mir im Quartier war, er hat sich am 29. beim Sturz mit dem Pferde den Arm gebrochen und trägt ihn in der Binde. Ich wollte noch einmal nach Pillupönen, um noch einiges aus dem Pfarrhause zu bergen. Ich hatte nur einen kleinen Handkoffer mit Sachen aus dem Pfarrhause bei der eiligen Flucht mitnehmen können. Auch vertrauten wir, daß es unseren tapferen Truppen gelingen würde, die Grenze zu halten. So empfand ich es schwer, aus meinem schönen Pfarrhause so wenig gerettet zu haben. Jedoch gelang es mir nicht, einen Wagen aufzutreiben, der mich nach Pillupönen gebracht hätte. Ich höre, daß die Granaten ins Dorf einschlagen, daher von den deutschen Posten niemand mehr hineingelassen wird. Der obere Teil des Dorfes ist von den russischen Granaten zertrümmert. Den Kirchturm haben die Deutschen am 3. mit Dynamit gesprengt, damit er der feindlichen Artillerie nicht beim Richten der Geschütze dienen könne. Dabei sind auch die Kloden vernichtet worden. Vom Pfarrhause höre ich, daß

der Giebel von einer Granate getroffen ist, daß die Fenster-scheiben vom Luftdruck der Geschosse zersprungen sind, im übrigen ist kein Brand entstanden; als die letzten Pillupöner am 5. abends sich unter dem Schutze des Militärs flüchteten, stand es noch. Gleich darauf sind die Russen ins Dorf eingedrungen und haben davon Besitz genommen. Am 5. November mußte auch Laupönen und Podhohnen vor dem Einbruch der Russen geräumt werden. Die Laupöner Gutsbesitzerfamilien fuhrten nach Raschuben und fanden zur Nacht im dortigen Pfarrhause Unterkommen. Jedoch schon um 11 Uhr abends hieß es: Alles aufstehen, die Russen sind im Anzuge! Eiligt wurden die Wagen bestiegen und die Flucht auf Trakehnen und Gumbinnen zu angetreten. Am 7. wurde im Kreise Stallupönen heftig gekämpft. Deutsche Artillerie stand bei Semmetimmen und feuerte auf den Feind, der sich bei Pillupönen besetzt hatte. Aus Podhohnen wurden die Feinde herausgetrieben, so daß es Gutsbesitzer F. Podhohnen am 10. möglich war, mit Fuhrwerk noch einmal herüberzufahren. Er fand seinen Hof noch stehen, jedoch im Innern des Wohnhauses hatten sie wie gewöhnlich gehaust. Das Klavier und das Buffet fand er in kleine Stücke zerhackt, vieles aufgeladen und entfernt. An einer Stelle hatte er Wertsachen eingegraben und landwirtschaftliche Geräte darauf gestellt, aber sie hatten die Stelle entbedt und die Sachen geraubt. Das Vieh hatten die Russen, als sie auf Pillupönen zurückgetrieben wurden, mitgenommen, nur einiges Jungvieh fand sich noch in den Ställen. Auch beim zweiten Einbruch ist auf den Gehöften viel Vieh verloren gegangen, und große Werte sind vernichtet. Später haben die deutschen Soldaten das Vieh aus den Wirtschaften, die geräumt werden mußten, mitgenommen, daß es hinter der deutschen Front verblieb. Während war es, den Schmerz der Wirte zu sehen, mit dem sie ihrem Vieh nachtrauerten, das sie mit vieler Sorgfalt aufgezogen hatten, nun mußten sie es im Stiche lassen. Die ärmeren Leute gedachten ihrer Schweinchen im Stalle, mit Gefahr des eigenen Lebens haben sie sie noch einmal satt gemacht, dann haben sie die Stalltür aufgemacht und ihnen die Freiheit gegeben, damit sie sich selbst an Rüben auf den Feldern ernähren können.

Aus dem belagerten Tsingtau.

Tagebuchblätter von C. J. Boskamp.

7. November. — Und nun folgen die Tage aufeinander, die uns eine Ewigkeit dünken, und deren Eindruck uns begleiten wird bis in die letzte Stunde: Tage unaussprechlichen Grauens, Tage des Heldenmutes, wie ihn die Weltgeschichte seit den fernsten Zeiten als leuchtendes Vorbild preist, Tage des inneren Sieges über äußere Not und Drangsal, Tage, wo sich Menschen zerreißen ließen um das Leben ihrer Brüder zu retten, Tage des Stöhnens und Schreiens derer, die mit zerschmetterten Gliedern dahergetragen wurden, Tage des Wehs und der Angst, und war doch, wie der Prophet sagt, keine Kraft da zu gebären, Tage des Jorns und der Tränen, wo das Kämpfen zum Rasen wurde, wo der Tod grinsend über die Höhen um Tsingtau und durch seine Gassen schritt, und es schwand uns immer mehr die Hoffnung, je solcher Uebermacht Herr zu werden. Und doch kämpften unsere Brüder, und der Furor teutonicus brach los wie ein verzehrendes Feuer, daß die Feinde ein Grauen überkam vor solchem unbeugsamen Mute und solcher Todesfreudigkeit. „Wir haben Tsingtau eingenommen,“ sagte nach dem Sturme ein höherer japanischer Offizier, „aber ihr Deutschen seid Sieger geblieben.“

Der japanische General — ein Mann mit dem Gesichte eines alten Römers, wie ich ihn auf seinem Pferde durch die Stadt reiten sah, — soll das Verlangen ausgesprochen haben, den Kommandeur der Bismarck-Batterie kennen zu lernen, der mit solch todbringender Sicherheit beim ersten Schusse aus den schweren Haubitzen die japanischen Gefechtsstellungen der Artillerie immer wieder zerstörte. Es war ein solch furchtbarer Geschützkampf, wie ihn nach dem Urteil unserer höheren Offiziere, die ich sprach, die Geschichte der Kriegführung noch nicht

wieder gesehen hat. Und Tag und Nacht, über eine Woche lang erlang das Heulen und Zischen der Eisenstücke in den Lüften, daß es war, als ob das Meer wütete und wallete und von seinem Ungeflüm die Berge einfielen, wie es in den Psalmen heißt. Und mir war's — welche seltsame Bilder treten einem vor die Seele in solcher Zeit der heißesten Drangsal! — als ob der Teufel, der Fürst dieser Welt, auf den zackigen Höhen des Perlgebirges jenseits der Bucht säße und geigte höhnend sein höllisches Lied über dem Morden und Schlachten der Menschenkinder dort unten in den Tiefen und Schluchten der Berge. Und wenn ich nachts im Keller auf dem harten Lager lag — wer hätte auch schlafen können, wo eine deutsche Kolonie in ihren Todeszudungen lag! — und hörte, wie alle zwei Sekunden auf die fünf Infanteriebesetzungen ein erschütternder Schlag niederging, so dumpf und schwer, als rollten schwere Erdschollen auf einen Riesensarg, da krampfte sich das Herz zusammen in heißem Weh. Dort in den Kasematten lagen ja unsere Brüder, sie duckten sich unter die Felsenüberhänge und gegen die Erdwände der tiefen Schluchten, nur um Schutz zu suchen gegen das verzehrende Feuer, das der Feind aus seinen Rohren spie. Die Batterien waren stundenlang von dem aufwirbelnden Pulverdampf und Staub der Erde und zermahlenen Gesteinmassen in Finsternis eingehüllt, daß die Mannschaft nichts, rein nichts erkennen konnte mit den Augen, die geblendet wurden von den Blitzen der aufschlagenden Geschosse. Aber Schuß auf Schuß brachte aus ihren Geschützen, und selbst aus den zerschossenen Rohren wurde weiter geschossen, bis buchstäblich die letzte Granate verschossen war. Und dann wurde das Geschützrohr gesprengt, und ich hörte, wie ein Geschützführer im Krankenraum zu seinen Kameraden sagte: „Da sind mir die Tränen über die Backen gelaufen, denn solch ein Geschütz gewinnt man lieb, als wäre es ein lebendes Wesen. Es ist nur ein totes Stück Eisen, Kameraden, aber wenn es sein Feuer hinauspeit, schlägt mit jedem Schuß das Herz mit einem wilden Wunsche nach, und das Ohr vernimmt scharf, ob das Geschos ins Erdreich fährt oder auf Gestein schlägt oder hartes Metall trifft, daß eine starke Lohe auffährt.“

Wer die Batterien nach dem Sturme besucht hat, erschrickt über die furchtbare Gewalt der eingeschlagenen Geschosse. Da sind haustiefe Löcher ringsumher eingerissen, die stählernen Deckungen sind durchschossen, und das Erz ist an den Rändern der Schußöffnungen geschmolzen wie Blei. Wo aber eine solche Granate von sechs Zentnern mitten auf den Geschützstand fuhr, mitten hinein in die Bedienungsmannschaft, da packte einen das wilde Entsetzen vor der verheerenden Gewalt der Zerstörung unserer modernen Kriegsmittel. Und hört man ferner, daß die Japaner die neuesten Geschütze aus den Kruppschen Werkstätten hatten und wir zum Teil alte Kanonen, daß unseren 40 Geschützen über 300 japanischer Artillerie gegenüberstand, zum Teil schwersten Kalibers, wir hatten 28-Zentimeter-Geschütze, während jene 30,5-Zentimeter-Geschütze auf uns donnern ließen, so muß man staunen über den zähen Widerstand, der von kaum 5000 Deutschen einem siebenfach überlegenen Feind zuteil wurde.

Am 4. November, morgens, als das nächtliche Feuer zu einem Stillstand gekommen war, wurde ich an das Telephon gerufen. In der Hochschule, die am Meere liegt, an der Grenze der Linie der Beschießung, verlange ein Verwundeter nach mir. Ich wußte, daß es jetzt galt, die Zähne zusammenzubeißen. Es konnte einer unserer Brüder sein, eine innere Stimme sagte mir: „Es ist dein Gerhard!“

Betend schritt ich durch die stillen Straßen, die so grauenhaft öde und zerrissen dalagen. Aus den Kellerlöchern trochen Chinesen hervor mit verstörten Mienen. Automobile mit der Genser Flagge und mit bleichen Verwundeten jagten an mir vorüber.

Ich fragte in den weiten Räumen nach dem, der mich gerufen. Man sah mich mitleidig an. Eine Schwester führte mich in ein Klassenzimmer, das nun für Verwundete eingerichtet worden war. Ja, da lag mein armer Junge, totenbläß mit eingefallenen Wangen und dem Sterbensausdruck in den lieben Augen. „Kommst du, Papa?“ sagte er mühsam, „ich glaube, mich hat's ordentlich zugerichtet.“ Ich strich ihm die eiskalte, nasse Stirn und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Gott wird alles recht machen, mein Kind.“ — Er nickte leise. Der Oberstabsarzt, Dr. B., ein Pastorensohn, trat ein u. drückte mir tiefbewegt die Hand: „Ich will es Ihnen nur gleich sagen, daß wir kaum Hoffnung haben für Ihren Sohn. Er hat einen Schuß durch den Rücken bekommen, der seine Eingeweide zerrissen hat.“

Da saß ich am Bett meines Knaben. Meist war er bewußtlos, dann öffnete er auch wieder die Augen, sprach einige Worte und fiel dann wieder in Schlaf. Ich betete mit ihm den alten Sterbervers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrentleid.“ — „Kennst du auch den Schluß davon, mein Kind?“ — Er nickte und sprach langsam weiter: „Damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd' eingehn.“ Langsam sprach ich den 23. Psalm, es ging ja jetzt hinein in das finstere Tal, und wohl dem, der den Gottesfurchen und den Gottesstab des Wortes in der Hand hat! „Es war so schwer da draußen, Papa,“ sagte mein Junge, „so furchtbar schwer.“ — Langsam gingen ihm die Worte über die Lippen. — „Was ist es für eine Pein, wenn man nicht schlafen kann — sechs, sieben, acht, neun Tage lang! Man steht auf Vorposten und liegt man in den Kasematten, so donnern Tag und Nacht die Granaten gegen die Zementwände. Man fühlt nur Stiche im Kopf, und wir sehnten uns alle so nach Schlaf, nach Schlaf!“ — Er sprach abgerissen, und die Schwester trat ein. Ich betete ihm sein Abendgebet vor, das er als Knabe gern zu beten pflegte:

Weil denn weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe findet,
Ei, so heb ich meine Hände
Zu dir, Vater, als dein Kind.
Bitte, wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht
Zu umfassen Tag und Nacht
Hier in diesem armen Leben,
Bis ich dich nach dieser Zeit,
Lob und lieb in Ewigkeit.

Dann kniete ich nieder und segnete ihn ein zum Sterben. An der Tür saß ein Genesender, der auf der Walderseehöhe eine schwere Verletzung davongetragen hatte, und der nun die Wache hatte. Dem braven Jungen liefen immer die hellen Tränen über die Backen. Auf einem Nebenbett stöhnte leise ein junger Soldat mit einem schönen, feinen Antlitz. Er war zusammen mit meinem Gerhard eingeliefert worden. Ein Granatsplitter war ihm tief in den Rücken gefahren. —

Still und sanft ist dann mein lieber Junge gestorben, und ich habe ihm noch einen Gruß mitgegeben an sein unvergeßliches, totes Mütterchen. —

Ich bin dann den weiten Weg zurück durch die Stadt gegangen in das Hafenviertel, wo das Lazarett Höfft liegt. Links und rechts segten die Geschosse daher, aber mir wars, als ginge das alles mich gar nichts mehr an. Ich dankte dem Herrn, daß er mir vergönnt hatte, 1½ Stunden lang neben meinem sterbenden Kind zu sitzen und Abschied zu nehmen.

Das empfinde ich noch heute als eine ganz besondere Gnade; denn wie viele verbluten still in diesen Tagen hier in Tsingtau und auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, und kein Mensch wißt ihnen den Todesschweiß von der Stirne u. erhellt ihnen den dunklen Pfad mit einem linden Gebetswort!

Als ich das Haus erreichte, war das feindliche Feuer in seiner ganzen Stärke wieder ausgebrochen. Im Laufe des Vormittags sandte mir der Gouverneur der Stadt einen herzlichen Brief. Was mich ganz besonders freute, war eine Bote aus dem Infanteriewerk, wo mein armer Junge zuletzt Vorposten stand, und wo seine näheren Kameraden waren. Es war gewiß ein mutiges Wagestück, mitten durch das anhaltende feindliche Geschützfeuer das Automobil zu führen, nur um mir einen Brief des Oberleutnants Sch., der stellvertretend das Infanteriewerk befehligte, zu überbringen. Ich dem Briefe heißt es: „In dem langaufgeschossenen, schwächlichen jungen Soldaten, der so knabenhaft aussah, habe ich einen außergewöhnlich mutigen jugendlichen Kämpfer kennen gelernt, der sich oft freiwillig zu schweren Posten meldete.“

Am 5. November, abends, 9 Uhr, habe ich dann meinen Jungen zur letzten Ruhe gebracht. Wir standen am Meere und sangen „Harre, meine Seele“, sein Lieblingslied. Die Wasser rauschten, die feindlichen Geschütze von der Arkonasee und von den Inseln her, wo die Kriegsschiffe ihre Stellung genommen hatten, blitzen auf, und der Mond beleuchtete wie eine mächtige Grabeskerze Meer und Land. „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ war das Textwort. Einen Sarg gab's nicht mehr, aber die Kameraden hatten das weiße Laken, in den man den Toten gehüllt hatte, mit Girlanden geschmückt.

So ruhe denn in Gottes Händen, mein geliebtes Kind dort an dem Gestade des gelben Meeres! Du liebstest Tsing-

tau, du hingest mit deinem ganzen Herzen an China, wo du geboren bist, dessen Sprache und Sitte dir so heimisch war. Menschlich gesprochen bot dir die Zukunft große Ausichten. Du wolltest dein Jahr ab dienen in Freiburg und dann nach London gehen, wo deine Firma ihren Hauptsitz hat. Dein Ziel war die ferne Provinz Szechuan, die unter den 18 Provinzen Chinas eine der reichsten und am wenigsten aufgeschlossene ist. Nun bist du auf den Schanzen Tsingtau gefallen, auf denen heute das Sonnenbanner weht. Bist immer meine Freude und Barmherzigkeit gewesen, oft auch meine Sorge, ob du in den schweren Versuchungen, die das fernöstliche Leben bietet, stand halten würdest.

War's nicht vor zwei Jahren, wo ich bei Tisch mich hinreißen ließ, dir, dem erwachsenen Sohne, einen Badenstreich zu geben? „Auch unsere leiblichen Väter haben uns gezüchtigt nach ihrem Willen,“ sagt St. Paulus an einer Stelle und streift dabei leise aber deutlich die Erziehungsfehler der Väter. Du standest vom Tische auf, und ich sah nachher da in dem peinlichen Gefühle, einen solchen Fehler begangen zu haben; denn welcher rechte Vater möchte nicht strafen und doch das Herz seines Kindes behalten! Und dann öffnete sich hinter mir leise die Türe, und du legtest die Arme um meinen Nacken und gabst mir einen Kuß und gingst wieder still hinaus. — Es ist doch seltsam, daß einem solche Geschichten gerade dann einfallen, wenn man dasitzt und in die brechenden Augen seines Kindes blickt.

Wie sagt doch St. Paulus im ersten Kapitel des zweiten Korinther-Briefes so schön? „Gott tröstet uns in aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Troste, damit wir getröstet werden von Gott.“ In dem Verse liegt eine ganze Pastoraltheologie.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 5. September, vorm.: Gottesdienst in Gaspar.
Sonntag, den 5. September, 7 Uhr abends: Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst, vorm. in Serro; nachm. in Obere Rega.

Sonntag, den 19. September, 9 Uhr vorm.: Kinder Gottesdienst; 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in der Garcia.

Sonntag, den 3. Oktober, 9 Uhr vorm.: Kinder Gottesdienst; 7 Uhr abends: Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 10. Oktober: Gottesdienst in der Belha-Tiefe.

Jeden Montag, nachmittags von 2—4 Uhr, findet evang. Religionsunterricht in der Kirche zu Blumenau statt.

Pfarrer Mummeltchen.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 5. September: Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim).

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kinder Gottesdienst.

Sonntag, den 19. September: Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in Itoupava-Rega.

Sonntag, den 3. Oktober: Gottesdienst in Rib. Bonito.

Sonntag, den 10. Oktober: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kinder Gottesdienst.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, den 5. September: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Itoupavazinha; nachm. Gottesdienst in Fortaleza.

Donnerstag, den 9. September: Beginn des Konfirmandenunterrichtes in Fortaleza.

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst in Badenfurt.

Sonntag, den 19. September: Gottesdienst in Alto Rio do Teso.

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in Teso Central, Schule bei Koch.

Sonntag, den 10. Oktober: Gottesdienst in Badenfurt.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 5. September: Gottesdienst in Cedro Alto.

Sonntag, den 12. September, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in Santa Maria; 3 Uhr nachm.: Gottesd. im Freiheitsbach.

Sonntag, den 19. September: Gottesdienst in Beneditto-Novo (Schule Morauer).

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in Rio Adda.

Donnerstag, den 30. September, 9 Uhr vorm.: Beginn des Konfirmandenunterrichts in Carijos.

Sonntag, den 3. Oktober, 9 Uhr vorm.: Festpredigt in Timbo aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Kirche. Festpredigt Herr P. Radlach, Badenfurt.

Sonntag, den 10. Oktober, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos.

Sonntag, den 17. Oktober, 9 Uhr vorm.: Einsegnung in Cedro Alto; danach heil. Abendmahl.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Bommerode.

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst in Serro; nachm.: in Obere Rega (P. Mummeltchen).

Sonntag, den 26. September, nachmittags: Gottesdienst in Teso Central (Leikste) (P. Radlach).

Sonntag, den 24. Oktober: Gottesdienst in Bommerode (P. Krause).

Sonntag, den 24. Oktober: Gottesdienst in Luz; nachm.: Rib. Grande (P. Radlach).

Sonntag, den 14. November: Gottesdienst in Rio Serro (P. Gabler).

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 19. September: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 3. Oktober: Einsegnung und heil. Abendmahl in Itajahy.

Sonntag, den 10. Oktober: Gottesdienst in Brusque.

Jeden Mittwoch, 7^{1/2} Uhr, Bibelstunde in Brusque.

An jedem Sonntag abwechselnd Kindergottesdienst und Versammlung der Konfirmanden Jugend.

An jedem Sonntag nachmittag Außenandacht in einem der Koloniebezirke. Die näheren Angaben werden von der Kanzel aus gemacht.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, den 5. September: Gottesdienst in Campo Alegre.

Sonntag, den 12. September: Gottesdienst in São Bento und Serrastra.

Sonntag, den 19. September: Gottesdienst in Humboldt.

Sonntag, den 26. September: Gottesdienst in São Bento.

Sonntag, den 3. Oktober: Gottesdienst in São Bento und Bechelbronn.

Sonntag, den 10. Oktober: Gottesdienst in São Bento und Serrastraße.

Sonntag, den 17. Oktober: Gottesdienst in Humboldt.

Pfarrer Drtmann.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 5. September, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Sonntag, den 12. September, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in Palhoça; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, den 19. September, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Sonntag, den 26. September, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in S. Amaro; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, den 3. Oktober, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Sonntag, den 10. Oktober, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in Palhoça; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Bibelstunde findet vierzehntägig am Donnerstag, nachmittags 5 Uhr, in der Kirche statt.

Pfarrer Brunow.

Evangelische Missionspredigt Bella Allianca.

Sonntag, den 31. Oktober: Gottesdienst in Südam; nachm. in Lontra.

Pfarrer Radlach.